

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Marianne Grabrucker

»Typisch Mädchen ...«

Prägung in den ersten drei Lebensjahren. Ein Tagebuch

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Vorwort von Senta Trömel-Plötz | 7 |
| Einleitung | 13 |
| Das Tagebuch | 21 |
| Die Frage nach dem Warum. Ein Resümee. | 211 |
| Anmerkungen | 251 |

Einleitung

Ein Kind ist geboren, die neue Frau ist da. Ihre Zukunft wird anders aussehen!

So oder ähnlich waren meine Gedanken, die meiner Freundin und Bekannten, als meine Tochter geboren war. Es war wie bei Schulanfang, Neujahr, Arbeitsstellenwechsel oder bei Beginn einer neuen Beziehung: Alles sollte anders, besser werden. Alle Fehler, zumindest diejenigen, die wir zu kennen glaubten, sollten vermieden werden. Ich wollte umsichtig und sorgfältig, ruhig und ausgeglichen vorgehen, um die »Neue Frau« schlechthin werden zu lassen.

Ich ging dabei von der Vorstellung aus, daß Erziehung den Mann und die Frau macht, getreu den entsprechenden Sozialisationstheorien¹. Bei meiner Tochter sollte es anders werden. Sie sollte nicht zu der Frau heranwachsen, die wir in der Nachkriegszeit geborenen Frauen geworden waren. Ich wollte nicht, daß sie sich von den Männern ihrer Generation in der Ausbildung, dem Beruf und den persönlichen Beziehungen das gleiche gefallen lassen würde wie wir; auch nicht, daß sie lieb würde, Gedachtes für sich behielte und dazu lächelte, statt den Mund zum Widerspruch aufzutun. Ich wollte nicht, daß sie immer und überall ihre Gedankengänge dreimal überprüfte, ehe sie einen knappen Satz sprach, im Gegensatz zu den langatmigen Ausführungen der Kollegen, die dreimal Gesagtes noch einmal wiederholten. Ich wollte nicht, daß sie in großer Liebe an einem Mann hänge, der an ihr herumnörgeln, sie kritisieren und sie an sich selbst verzweifeln lassen würde. Ich wollte verhindern, daß ihre Berufspläne bescheiden ausfielen, eben an der weiblichen »Realität« orientiert. Sie sollte nach den Sternen greifen!

Daß unsere Generation und all die Tausende von Generationen von Frauen vor uns das nicht geschafft hatten, lag ja den Theorien zufolge an der rollenspezifischen Sozialisation in einem lange schon währenden Patriarchat. Dies galt es zu durchbrechen. Die Sozialisation meiner Tochter sollte anders aussehen – bei diesem Neuanfang sollten diese Einflüsse soweit wie irgend möglich ausgeschaltet sein. Ich jedenfalls

wollte in dieser Hinsicht keinen Fehler machen und fühlte mich dazu auch in der Lage. Durch mein Mitleben und Mitwachsen in der Frauenbewegung seit ihren Neuanfängen Ende der 60er Jahre, durch Lesen von Literatur zu diesem Thema, durch eigene Erfahrungen in Beziehungen und mit Benachteiligungen in Studium und Beruf als Juristin glaubte ich mich gefeit gegen jede Art von Erziehung zu mädchenhaftem Verhalten. Ich hatte zu viel darüber nachgedacht und geredet, um mich für anfällig zu halten. War alles durch Erziehung verursacht, dann ließ es sich auch durch Erziehung vermeiden – das war meine Schlußfolgerung.

Was allerdings in meiner Vorstellung keinen Platz hatte, war das Mädchen, das bloß ein toller Junge war. Das wollte ich auch nicht. Ich malte mir den endlich von allen Rollenzwängen befreiten Menschen aus, der nicht nach dem Frau / Mann-Schema lebt, sondern sich frei davon entwickelt und entfaltet. Viele »Summerhills« hatte es gegeben, aber ich glaubte, daß bei all diesen Experimenten dieser eine Aspekt immer zu wenig beachtet worden war. Das Hauptaugenmerk richtete sich immer auf »den Menschen«, während *die* Frau dabei auf der Strecke blieb.

Ich führte Tagebuch über das Werden meiner Tochter. Im Lauf der Zeit jedoch wurde ich verunsichert und begann, an meiner Prämisse zu zweifeln. Oft war ich drauf und dran, die These aufzugeben und von angeborenem geschlechtsspezifischen Verhalten auszugehen, denn ich konnte mir so manches in meinen Augen »mädchenhafte« Verhalten meiner Tochter nicht als durch meinen Einfluß verursacht erklären. In dieser Haltung wurde ich bestärkt von vielen kritisch und emanzipiert denkenden Müttern, die für sich selbst sicher waren, in keinem Fall geschlechtsspezifische Erziehung zu betreiben. Auch sie fanden, besonders wenn sie Tochter und Sohn hatten, daß es tatsächlich angeborenes Mädchen- und Bubenverhalten gebe. Dagegen sei kein Kraut gewachsen, das müsse eben akzeptiert werden. So mancher Seufzer schloß sich an. Die Mütter der Söhne wirkten dabei weniger resigniert als die Mütter von Töchtern. Eine Frau, die eine theoretische Magisterarbeit zu diesem Thema geschrieben hatte und mittlerweile Mutter eines Sohnes war, formulierte es so: »Ich werfe alle Theorie über Bord und sehe ein, daß es eben doch *den* angeborenen Unterschied gibt!« Auch in feministischer Lite-

ratur begann diese These Anklang zu finden und wurde verbreitet.²

Unausgesprochen steht hinter dieser Haltung die Annahme, die Erziehung durch die Mutter sei der ausschlaggebende Faktor für die Überwindung der einengenden Geschlechtsrolle der Mädchen. Diese Ansicht hat sich bei der jetzigen Müttergeneration festgesetzt. Sie war mit den Neuanfängen der Frauenbewegung seit 1968, in deren Verlauf das Geschlechtsrollenverhalten neu problematisiert wurde, gewachsen. In den Köpfen der Frauen blieb haften: »Wir haben uns bewußtgemacht, auf welche Weise die Ideologie von Generation zu Generation weitergegeben wird und sich über alle materielle Realität hinwegzusetzen imstande ist: durch Erziehung, weitergegeben groteskerweise nahezu ausschließlich und fast monopolisiert durch eben jene unterdrückten Menschen, die eine Befreiung so bitter nötig hätten: die Frauen.« ... »Wer soll nun diese neue Erziehung tragen? – Nun, hier kann es nur eine Antwort geben: da sich unser System der Frauen bedient, um durch Erziehung sich selbst zu tradieren, müssen sich die Frauen der Erziehung bedienen, um das System zu überwinden!« ... »Wir halten also fest an der These von der Erziehung als ein Mittel der Emanzipation«³.

Andere wissenschaftliche Ansätze und Einsichten, die den ganzen gesellschaftlichen Komplex miteinbezogen⁴, wurden von der Allgemeinheit der Frauen nicht angenommen und blieben Fachliteratur. Wir bestanden auf unserem Erziehungsprimat, lag es doch auch in einer Linie mit Schuldzuweisungen Freudscher Prägung, an die wir schon lange gewöhnt waren.

Ich begann mich im Innersten dagegen zu wehren. Dieser Mütterfatalismus! Diese Schicksalsergebenheit! Von da an legte ich mir am Ende eines jeden Tages genau Rechenschaft darüber ab, was geschehen war, was ich gesagt und getan hatte und was von anderen Personen auf Anneli und ihre weiblichen und männlichen Spielgefährten übertragen worden war – immer unter dem Aspekt, inwieweit alle diese kleinen, zum Teil unscheinbaren Geschehnisse ihren Teil zur Rolle beitrugen. Meine Sensibilität wuchs in dem Maße, in dem ich all dies erst so richtig wahrnahm. Die Tage wimmelten oft nur so von verstecktem oder offenem Rollenzwang, selten von mir hervorgebracht.

Aus der Anhäufung solcher Erfahrungen ergibt sich für das Kind ein Muster, nach dem es sein Verhalten innerhalb seiner Umgebung zwangsläufig ausrichten muß. Erst nachdem ich mir in drei Jahren diesen Überblick anhand ganz zufälliger Ereignisse verschafft und nunmehr alle Details im Gesamtbild erfaßt habe, merke ich, wie ich selbst und die Umwelt ein Steinchen aufs andere setzen, um daraus wieder eine Frau patriarchalischer Prägung zu formen und nicht einen Menschen mit mehr weiblichen oder männlichen Komponenten. Dabei geschieht so vieles unbewußt, ungewollt und ohne weiteres Nachdenken oder Erfassen der Situation. Aus diesem Grund haben ja auch die von mir darauf angesprochenen Mütter ein geschlechtsdifferenzierendes Verhalten ihrerseits rundweg abgestritten, wie ich dies wohl ohne das Tagebuch auch gemacht hätte. Im alltäglichen Leben habe ich überhaupt erst vieles als geschlechtsdifferenzierendes Verhalten erkannt und festgestellt, daß alles ablief wie ein Computer, der auf das Programm »Mädchenerziehung« geschaltet war.

Daher glaube ich, daß die Mütter, die von der angeborenen Unterschiedlichkeit des Geschlechtsverhaltens ausgehen, einem Mechanismus unterliegen, der sich auf diese Weise immer wieder reproduziert. Der Automatismus der Lebensverhältnisse gibt genau diese weiter. Das Ergebnis wird dann mit dem Begriff »angeboren« etikettiert, und an eben dieser Stelle findet die Verwechslung statt. Ich halte es daher für einen Irrweg und für gefährlich, wenn die fortschrittlichen oder nachdenklichen Mütter nur deshalb an den angeborenen Unterschied glauben, weil sie trotz bester Vorsätze in der täglichen Routine von Mutter und Kind in einer patriarchalischen Gesellschaft keinen »Erfolg« sehen.

Nur die vielen täglichen Ereignisse ergeben ein Gesamtbild, und plötzlich steht frau erstaunt vor einem »Buben« und einem »Mädchen«. Es ist klar, daß dazu nicht einige wenige Faktoren reichen, wie zum Beispiel die eine Puppe für den Buben, um aus ihm ein Mädchen zu machen. Das macht erst die Summe aller Einflüsse über lange Zeit, über Jahre hinweg. Es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß nicht allein die emanzipatorisch erziehenden Mütter ihre Kinder beeinflussen, sondern daß diese in einer »Atmosphäre« aufwachsen, die zweifellos ein Geschlecht begünstigt.

Alle Bedingungen sind in einer männlich orientierten Gesell-

schaft für das Aufwachsen von Buben besser als für Mädchen. Dies ist keine leere Behauptung. Das tägliche Überprüfen der Geschehnisse hat mich vielmehr einiges dieser »Atmosphäre« erfassen lassen. Daß in der Erziehung von Bub und Mädchen ein Unterschied gemacht würde, weisen alle weit von sich. Auch der Junge soll Hausarbeit verrichten, so versichern die Mütter. Er darf Staub wischen, er kann sogar mit vier Jahren schon Kaffee kochen. All das wird als etwas ganz besonders Fortschrittliches hervorgehoben, mit entsprechender Betonung und großem Applaus für den Buben! Natürlich bekommt *er* auch eine Puppe und darf weinen. Nie würde eine dieser Mütter zu ihrem Sohn sagen: Ein Junge weint doch nicht! Es ist inzwischen selbstverständlich, daß die Mädchen in Hosen herumsausen, genauso toben und sich dreckig machen, gleiches Spielzeug wie die Buben haben. Allen ist klar, daß es zwar rollenspezifische Erziehung gibt – aber sie findet in irgendwelchen anderen, konservativen Elternhäusern statt. Vielleicht bei Müttern, deren althergebrachtes Weltbild nie durcheinandergeriet oder in Frage gestellt wurde, überall sonst, nur nicht bei uns. In späteren Jahren, wenn die Kinder dann in Kindergarten und Schule gehen, ja, da weiß frau dann aus der entsprechenden Literatur, wie geschlechtsspezifisch erzogen wird⁵, und dann muß das Elternhaus auch dagegen angehen. Aber bis dahin, solange wir selbst für die Erziehung unserer Kinder sorgen, gibt's keine Unterschiede. Höchstens, daß für den Jungen die Vorstellung, ins Ballett zu gehen, von vornherein abgewiesen wird oder daß das Mädchen an heißen Sommertagen auch ein Kleid statt einer Hose trägt. Das wäre aber auch alles, so könnten wir schwören.

Wir fühlen uns daher auch ein wenig betroffen, wenn wir bei Elena Gianini Belotti⁶ von konventionellen elterlichen Verhaltensweisen lesen. Ihr 1973 in Italien erschienenes und von italienischen Erziehungsverhältnissen ausgehendes Buch trifft in den geschilderten Beispielen nicht mehr auf die Situation der in der Bundesrepublik in den 80er Jahren geborenen Kinder zu – so meinen wir. Das Redaktionskollektiv Frauenoffensive⁷ teilt diese Ansicht, ebenso Ilse Brehmer⁸ in einem Aufsatz über Feministische Pädagogik, wenn sie sagt: »Manche der referierten Ergebnisse erscheinen zweifelhaft (etwa die generell geringere Zuwendung von Müttern zu Töchtern bei Stillzeiten, ebenso die Bedeutung von rosa

Kleidchen für Mädchen). Einige Ergebnisse beruhen auf Laboruntersuchungen in den USA und Frankreich. Diese sind aufgrund des artifiziellen Rahmens nur beschränkt zu verallgemeinern, andere Beobachtungen mögen nur kulturspezifisch sein. Belottis Beobachtungen beziehen sich nur auf Italien. Weiteres mag durch die Entwicklung der letzten Jahre, insbesondere durch die neue Frauenbewegung, überholt sein. Genauere Untersuchungen und interkulturelle Vergleiche wären hier angezeigt.«

Von den meisten Untersuchungen finden wir uns deshalb nicht unmittelbar angesprochen. Wir schließen in einer Art von Verblendung aus der Tatsache fehlender empirisch belegbarer Erkenntnisse aus den letzten Jahren zum Problem der Geschlechterdifferenzierung in der BRD auf deren Nicht-Existenz oder Nicht-so-Existenz bei uns. Es hat sich doch bei uns so vieles verändert, behaupten wir. Bei uns jedenfalls als zufällig ausgewählten, durchschnittlich fortschrittlichen, politisch denkenden Personen trifft das alles nicht zu.

Im übrigen fehlen für den Zeitraum der ersten drei Lebensjahre überhaupt genauere Untersuchungen zum Erleben und Erfahren des Kleinkindes im überaus privaten, familiären Rahmen. (Hierzu siehe »Mädchenbericht«⁹ und Ursula Scheu¹⁰.) Öffentlich wird die Behandlung der Kinder dann erst wieder, wenn sie in das Kindergartenalter eintreten¹¹.

Alle erwachsenen Personen, die an diesem Buch mitwirkten, ihre Rolle spielten, sind durchwegs aufgeschlossene, aufgeklärte, zum Teil politisch tätige Leute, die, wie ich selbst, aus der 68er Generation stammen und die den von den Ketten des Geschlechts befreiten Menschen erziehen wollen. Selbstbewußtsein, Entscheidungsfreude, Durchsetzungsvermögen und kritische Einsicht, aber auch Sensibilität zu vermitteln ist in ihrer aller Vorstellung von Erziehung lebendig.

Und dann kommt alles ganz anders – wie dieses Tagebuch mir selbst bewiesen hat und all den anderen Töchter- und Söhne-Müttern beweisen soll. Es ist ein Signal für alle erwachsenen Personen mit Kindern und ganz speziell für diejenigen – wie ich selbst –, die aufgrund ihrer eigenen Aufgeschlossenheit eine geschlechtsdifferenzierende Zuwendung zu Kindern und Erwachsenen ablehnen.

Schauplätze der Geschehnisse waren Berlin und München. Anneli wohnte in ihren ersten drei Lebensjahren mit mir ab-

wechselnd in beiden Städten. Dazwischen verbrachten wir jedes Jahr noch einige Monate in Dörfern Südtirols und der Schweiz. Anneli war also einem breiten Spektrum zwischen dem sehr fortschrittlichen Norden bis zum ausgeprägt konservativen Süden ausgesetzt.

In München lebte sie in der Vater-Mutter-Kind-Kleinfamilie, in der der Vater das Geld außer Haus verdiente, von Montag bis Freitag, und nur in den Abendstunden und am Wochenende zur Verfügung stand. Mutter und Vater haben beide den gleichen Beruf. In Berlin hingegen lebte sie mit mir ohne Vater und befand sich überwiegend in Gemeinschaft mit zahlreichen emanzipierten, feministischen Frauen.

Im übrigen dokumentieren die hier vorgelegten Aufzeichnungen natürlich nur *einen* Ausschnitt aus Annelis ersten drei Lebensjahren. Im Grunde genommen wäre es möglich, zu jeweils unterschiedlichen Prozessen des Hineinwachsens in unser Leben ein ähnliches Tagebuch zu führen, so etwa zum Thema Sauberkeit. Daß zum Beispiel Aspekte zur Entwicklung der weiblichen Sexualität meiner Tochter fehlen, liegt daran, daß ich bewußt all diese Erlebnisse und Feststellungen des Kindes nicht in das hier vorgelegte Tagebuch aufnahm. Sie sind wohl in meinen handschriftlichen Tagebuchnotizen vorhanden, aber das Thema und die Schlußfolgerungen daraus erwiesen sich als so umfangreich, daß dazu ein eigenes Buch geschrieben werden könnte.

Das Tagebuch

März 1981 (4. Schwangerschaftsmonat)

Ich erfahre nach der Fruchtwasser-Untersuchung, daß mein Kind ein Mädchen ist.

Ich habe das Gefühl, als müßte ich das fertige Bild, die in mir vollkommen gebildete Gestalt des Mädchens nur noch aus der Schublade holen. Sie ist bereits geboren, denn meine Phantasie hat sie schon gestaltet: ein schönes, starkes, selbstbewußtes, lebhaftes und intelligentes Geschöpf. All die Eigenschaften, die sie brauchen wird und haben muß, um nach meinen Vorstellungen in einer Männergesellschaft erfolgreich und glücklich zu werden.

Klaus dagegen hat in seiner Vorstellung ein liebes, süßes, anschmiegsames kleines Mädchen, mit dem er viel kuscheln und schmusen kann.

1981 (Schwangerschaft)

Es gibt Frauen, die während der Schwangerschaft keine Flecken, keine Pickel, keine Streifen bekommen und auch nicht sehr dick werden, sondern einfach schön. Ich gehöre dazu und fühle mich auch sehr schön. Das erste Mal in meinem Leben bin ich rundherum – im wahrsten Sinne des Wortes – mit meinem Äußeren zufrieden.

Ich bestelle mir in einem Maßatelier teure Kleider aus reiner Seide für die Schwangerschaft, ich kaufe mir herrliche weite Seidenblusen und schwelge in Schönheit und Luxus. Obwohl ich natürlich weiß, daß es dafür eine rationale Begründung überhaupt nicht geben kann, bin ich beseelt von dem Gedanken, daß meine Schönheit mit ihr im Bauch auch *ihre* Schönheit sein wird. Ich will so schön wie irgend möglich sein, und zwar nur für *sie*, andererseits empfinde ich gerade, daß *sie* es ist, die mich schön macht. Ich befinde mich mit meiner Tochter in einem totalen Identifikationszustand, der sich in der Schön-

heit ausdrückt. Mit einem Buben im Bauch wäre das undenkbar.

Ich diskutiere mit einigen anderen Schwangeren, die das Geschlecht ihrer Kinder bereits wissen, und mit einigen Wöchnerinnen über unsere Vorstellungen und Gefühle hinsichtlich des Geschlechts der Kinder. Es stellt sich dabei folgendes heraus: Töchter-Mütter sehen ihr Kind als Wiederholung ihrer selbst; sie empfinden eine starke Symbiose mit dem Mädchen und fühlen sich kompetent für die Tochter bis weit über die Pubertät hinaus. Sie wissen Bescheid über sie. Sie haben Zukunftsvorstellungen für die Tochter im Sinne eines »besseren Lebens«.

Söhne-Mütter drücken ihre Gefühle so aus: In erster Linie fühlen sie sich durch den Sohn intensiver an den Vater des Kindes und die Liebesbeziehung zu ihm gebunden. Ansonsten sind sie unsicher gegenüber dem fremden kleinen Mann und lassen die Zukunft für ihn offen. Sie wollen einfach alles auf sich zukommen lassen und sich nach der »Natur« des Kindes richten. Nichts ist vorbestimmt durch die Mutter. Für ihn hat sie und kann sie kein »besseres Leben« in der Schublade haben, weil sie ja gar nicht so genau über die Probleme des Heranwachsens, über die Nöte des kleinen Buben Bescheid weiß. Er ist anders als seine Mutter, und dieses Anderssein bedeutet für die Mutter Distanz.

Paula, eine Mutter, deren zweites Kind eine Tochter war, drückte es so aus: »Ich bin froh, daß mein erstes Kind ein Sohn und keine Tochter war. Das war in meiner persönlichen Entwicklung das einzig Richtige. Ich war nämlich bei meinem ersten Kind mit meinem Frau-Sein noch nicht im reinen, ich hatte meine Rolle als Frau noch nicht richtig in der Hand. Ich hätte einer Tochter damals gar nicht so sicher in mir selbst und in meinen Vorstellungen von meiner eigenen Stellung gegenüberstehen können; da war es mir lieber, mit einem Buben konfrontiert zu sein, denn der war eben gleich das Fremde und andere. Bei dem mußte ich mich nicht so mit mir selbst auseinandersetzen.«

Ich halte diese Aussage für grundlegend im Hinblick auf die Haltung der meisten Mütter ihren Töchtern und Söhnen gegenüber. Sie beinhaltet drei wichtige Feststellungen:

1. Die Mutter identifiziert sich völlig mit der Tochter. Das, was sie für sich selbst als »Frau« herausgefunden hat, soll

auch Gültigkeit für die Tochter haben. Eine sichere Mutter tritt der Tochter gegenüber und gibt sich selbst mit ihrer Frauenrolle dem kleinen Mädchen vor. Die Regeln für dessen Erziehung sind von der Mutter an sich selbst erarbeitet und sind ihr bekannt.

2. Sie erarbeitet sich eine psychische Situation, die neu ist gegenüber dem alten Frauenbild. Erst mit dieser Sicherheit der »neuen Frau« fühlt sie sich gut genug, der Tochter gegenüberzutreten. Das Mädchen wird mit dem Neuen konfrontiert.

3. Für einen Buben gilt automatisch etwas anderes – und das wirklich nur aufgrund seines winzigen Anhängsels am Bauch und all der imaginären Vorstellungen, die sich daran knüpfen. So müssen ihm von der Mutter andere Regeln mit auf den Weg gegeben werden als die, die sie für sich gelten läßt. Seine Rolle ist festgeschrieben als »der andere« und wird kontinuierlich fortgeführt, es bedarf hierzu nicht der »neuen Frau«. Vielleicht macht die Mutter gerade ihre Unsicherheit dem Sohn gegenüber sicher, weiß sie sich doch dabei wenigstens in gesellschaftlicher Übereinstimmung mit der Geschlechterhierarchie.

Juni 1981 (Schwangerschaft)

Ich treffe eine Bekannte, die Mutter von vier Töchtern ist. Sie erzählt mir von ihren Schwangerschaften: »Bei der ersten Schwangerschaft hatte ich mich innerlich vollkommen auf die Geburt eines Buben eingestellt. Das hatte mir niemand einge-redet, es ging ganz von mir selbst aus. Mein Selbstwertgefühl hing davon ab, denn ich glaubte über einen von mir geborenen Sohn endlich die Kompetenz im Leben zu erhalten, die in meiner Jugend immer nur mein großer Bruder besessen hatte. Der Sohn wäre endlich all das Wünschenwerte gewesen, das ich selbst nie sein konnte – das ganz andere.

Über das Mädchen, das ich gebar, war ich aber dann auch glücklich, weil ich jetzt auf einmal eine ganz andere Art von Kompetenz verspürte, nämlich die, über einen anderen Körper sicher Bescheid zu wissen und mich selbst noch einmal in kleiner Ausgabe vor mir zu haben. Das gab mir ungeheure Sicherheit.«

Auch hier glaubt die Mutter wieder aufgrund der von ihr so empfundenen Einheit mit der Tochter, über das neue Wesen alles zu wissen nach dem Motto: Wir sind das gleiche, wir interessieren uns für das gleiche, wir wollen das gleiche.« Mit dieser grundsätzlichen Einstellung wird dem neugeborenen Mädchen von Anfang an begegnet. Ich habe Bedenken, ob wir auf diese Weise die unserem Geschlecht vorgegebenen Grenzen überschreiten können. Eine Revolution steht jedenfalls nicht bevor, so scheint mir.

19. August 1981 (Geburt)

Als ich sie das erste Mal anschau, ihr ins Gesicht schau und sie mir in die Augen – sie liegt noch auf meinem Bauch und ist gerade abgenabelt worden –, denke ich: »Sie ist schön, sie hat ein wohlproportioniertes Gesicht, sie ist hübsch.« Eine große Erleichterung überkommt mich angesichts dieser Feststellung, und ich fühle und denke: »So wird sie es erst einmal ein bißchen leichter in ihrem Leben haben.«

Ich denke dabei natürlich an die eigene Erfahrung, daß eine Frau, um überhaupt eine Existenzberechtigung in dieser Männerwelt zu haben, gut aussehen muß. Nur dann darf sie den Mund aufmachen, Forderungen stellen, ohne verspottet oder ausgelacht zu werden (mehr als sowieso schon), darf etwas »wollen«, darf sich wünschen und aussuchen, muß sich nicht bescheiden mit dem, was man(n) ihr freiwillig abgibt. Sie darf fordern von den Männern, weil sie etwas zu bieten hat. Das gilt natürlich auch für die Partnerwahl. Ich bin voll der unbewußten Angst für meine Tochter, daß ihr Schicksal als Frau irgendwann doch wieder von einem Mann abhängen könnte, vom Wohlwollen und Verständnis des jeweiligen Dauerpartners, und fürchte, daß dies nur dann gut für sie verlaufen wird, wenn *sie* sich den »Besten« aussuchen kann und nicht nehmen muß, was sich ihr anbietet.

Viele eigene Ängste und Probleme, die ich längst überwunden glaubte und vergessen hatte, erwachen wieder mit dem neuen Leben. Offensichtlich hatten diese Ängste reinster patriarchalischer Prägung nur geschlummert, und ich bin im Innersten bereit, sie auf die nächste Generation zu projizieren.

25. August 1981 (6 Tage alt)

Ein junger befreundeter Arzt, den ich bisher wegen seiner kritischen Einstellung zur Schulmedizin sehr schätzte, begegnet uns auf der Straße. Als Klaus ihm von Annelis Geburt erzählt, ist folgende Reaktion zu hören:

»Na dann gratulier ich dir trotzdem mal!«

Dabei klopft er Klaus tröstend auf die Schulter. Ich verstehe erst nicht, bin dann tief verletzt und erniedrigt und empfinde meine Tochter für den Bruchteil einer Sekunde als ein Nichts, zumindest aber als ein Wesen, das leicht zu übersehen ist.

Ob Neugeborene für solche Stimmungen Sensoren haben? Ich wünsche ihr weniger Sensibilität, als Leboyer sie bei Babys annimmt.

12. September 1981 (3 Wochen)

Helga, eine Kindergärtnerin aus der Nachbarschaft, kommt zu Besuch, um Anneli das erste Mal zu sehen. Sie erzählt aus gegebenem Anlaß von den beiden Geburten ihrer Töchter und beschreibt das Aussehen der Neugeborenen.

»Christine sah ja wirklich schlimm aus; wie ein Bub so häßlich; an dem Baby war gar nichts Niedliches, Mädchenhaftes. Der ganze Gesichtsausdruck war so männlich. Man hätte sie glattweg für einen Buben halten können. Ich sagte zur Schwester in der Klinik immer: ›Ach, Schwester, bringen Sie mir doch meinen häßlichen Männchen-Zwerg.« Sabine dagegen war ein süßes kleines Mädchen; so schön und niedlich und hatte so ein glattes, rosiges, weiches Gesicht. Sie war von Anfang an ein richtiges kleines Mädchen, so hübsch. Das war doch gleich etwas ganz anderes als bei Christine. Bei Sabine wußte man wenigstens gleich, daß sie ein Mädchen war.«

Wenn ich meine neugeborene Tochter und andere Neugeborene daraufhin nun ansehe, so frage ich mich, wie ich im Gesicht des Babys das Geschlecht feststellen soll. Mir kommen die kleinen Buben genauso verschlafen, rotfleckig, pickelig und faltig vor wie die kleinen Mädchen. Ich suche männliche Markanz und entschlossenen, dynamischen Gesichtsausdruck in den Zügen der Buben und finde nichts anderes als